

### Zwischen Risiko und Gefahr: Unsicherheit als Anforderung an das Individuum

Gerhold, Lars

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gerhold, L. (2011). Zwischen Risiko und Gefahr: Unsicherheit als Anforderung an das Individuum. In B. Pistorius, & K. Rollinger (Hrsg.), *Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft. Bd. 18, Veränderte Sicht auf Risiken?* (S. 145-156). Osnabrück: V&R unipress. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-348766>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC Licence (Attribution-NonCommercial). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>

Osnabrücker Jahrbuch  
Frieden und Wissenschaft  
18 / 2011

## Veränderte Sicht auf Risiken?

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2010
- MUSICA PRO PACE 2010
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der  
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der  
Universität Osnabrück

V&R unipress  
978-3-89971-904-8



# Inhalt

Vorwort der Herausgeber . . . . .	7
Editorial . . . . .	9

## I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2010

<i>Spielverderber? Neue Medien, Computerspiele und Jugendgewalt</i> Mit Christian Pfeiffer und Alexander T. Müller . . . . .	17
---	----

<i>Fußball – Spielfeld für Integration oder Ausgrenzung?</i> Mit Willi Lemke, Nia Künzer und Gunter A. Pilz . . . . .	41
--	----

<i>Flüchtlingsnot vor und hinter den Grenzen der Europäischen Union</i> Mit Angelika Beer, August Hanning und Elias Bierdel. . . . .	63
---	----

<i>Europa sieht Deutschland: »Dass ein gutes Deutschland blühe ...«</i> Von Friedrich Schorlemmer . . . . .	91
--	----

<i>Religionen als zivilisierende Kräfte der Globalisierung?</i> Mit Selim Abdul-Galeel und Peter Steinacker. . . . .	107
---	-----

## II. MUSICA PRO PACE – KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2010

Stefan Hanheide, Osnabrück <i>Die katastrophalen Folgen von Gerechtigkeit durch Gewalt. Zum Oratorium »A Child of Our Time« von Michael Tippett . . . . .</i>	131
--	-----

### III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Kenichi Mishima, Tokio <i>Die Entmachtung der japanischen Öffentlichkeit . . . . .</i>	139
Lars Gerhold, Berlin <i>Zwischen Risiko und Gefahr. Unsicherheit als Anforderung an das Individuum. . . . .</i>	145
Ulrich Schneckener, Osnabrück <i>Der schwierige Umgang mit dem »Risiko Terrorismus«. Möglichkeiten und Grenzen der Terrorismusbekämpfung . . . . .</i>	157
Reinhold Mokrosch, Osnabrück <i>Das Risiko der Gewaltfreiheit. Was können die Weltreligionen für den Frieden tun? . . . . .</i>	171
Silke Grade, Osnabrück <i>»Eine Zierde der Stadt Osnabrück« oder »der Judentempel«. Die Synagoge an der Rolandstraße . . . . .</i>	191

### IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren . . . . .	207
Abbildungsnachweis . . . . .	213

*Lars Gerhold, Berlin*

## Zwischen Risiko und Gefahr

Unsicherheit als Anforderung an das Individuum

*I. Gefahren, Risiken, Unsicherheiten* – Das Leben wird unsicherer. Dies lässt sich so zumindest gegenüber neuen Risiken und Gefahren formulieren, die erst in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen haben: Die Bedrohung durch den internationalen Terrorismus, Auswirkungen des Klimawandels, Störfälle komplexer technischer Systeme und eine mögliche Kombinationen dieser Faktoren sind Beispiele neuer Unsicherheiten.

Die Politik ist sich dieser Tatsache bewusst und hat in ihrer *Strategie für einen modernen Bevölkerungsschutz in Deutschland*<sup>1</sup> benannt, wovon die Bevölkerung geschützt werden soll: *Asymmetrische Bedrohungen* (militärische und nichtmilitärische Krisen und Konflikte, Terroranschlagsgefahr, Migrations- und Flüchtlingsströme), Gefahren einer *vernetzten Welt* (Ausfall vernetzter Infrastrukturen durch Verletzlichkeiten von außen und innen), *Naturereignisse* (häufigere und intensivere Extremwetterlagen) und *Pandemien* (Ausbreitung von Viren).

Die benannten Themenfelder lassen sich dahingehend unterscheiden, ob sie natürlichen Ursprungs oder von Menschenhand gemacht sind, ob sie bewusst herbeigeführt wurden oder ob es sich bei ihnen um Fehler und ›Pannen‹ handelt. Ein Terroranschlag beispielsweise wird durch Menschen bewusst herbeigeführt, ein Bedienfehler in der Steuerung eines Atomkraftwerkes entspringt menschlichem Versagen. Allen genannten Phänomenen ist dabei gemein, dass sie durch den einzelnen Menschen selbst als *nicht oder kaum kontrollierbar* wahrgenommen werden, d.h. man kann nicht genau bestimmen, was das einzelne Mitglied einer Gesellschaft tun muss, um den Auswirkungen solcher Ereignisse sicher zu entgehen.

Alle genannten Gefahrenbereiche sind so komplex, dass man sie nicht umfassend verstehen oder erklären kann. Es ist kaum möglich, die ihnen inhärenten einzelnen Wirkprozesse, Bedingungen und Faktoren im Detail zu antizipieren und zu verstehen. Letztlich lässt sich zudem nicht vorhersagen, ob und wann diese Ereignisse überhaupt eintreten können oder werden. Für Gefährdungen durch Terrorismus gilt zumindest – so viel sei zur Differenzierung des Phänomens herausgestellt –, dass die Entscheidung, einen Anschlag durchzuführen, sowie dessen Zeitpunkt durch Terroristen

selbst geplant wird und damit ggf. den entsprechenden polizeilichen und / oder militärischen Nachrichtenbehörden bekannt ist. Für die Bevölkerung bleibt ein möglicher Eintrittstermin aber nahezu unvorhersehbar.

Betrachtet man die bislang vorgestellten Gefahren und Risiken unter den Gesichtspunkten der Nichtkontrollierbarkeit, Komplexität und Nichtvorhersagbarkeit, so sind dies aus Sicht des Individuums *makrosoziale Unsicherheiten*.<sup>2</sup> Das Adjektiv ›makrosozial‹ spielt dabei auf den systemischen Charakter der Risiken und Gefahren an. Es handelt sich hier nicht um persönliche Problemlagen, sondern um gesellschaftlich-politische Themen, die, wie beschrieben, besonders komplex, nicht kontrollier- und als zukünftige Ereignisse nur bedingt vorhersagbar sind. Von ›Unsicherheiten‹ ist deshalb zu sprechen, weil man unter diesem Begriff sowohl Risiken wie auch Gefahren fassen kann.

Nach Niklas Luhmann<sup>3</sup> sind *Gefahren* unabhängig vom Handelnden zu verstehen, sie gehen von der Umwelt aus und sind nicht auf Entscheidungen des Einzelnen zurückzuführen. *Risiken* hingegen werden eingegangen und setzen damit entsprechend eine bewusste Entscheidung für diese voraus. Beide Perspektiven werden unter dem Begriff der *Unsicherheit* vereint, nicht zuletzt, weil bei den benannten Phänomenen nicht immer eindeutig ist, ob es sich um eine Gefahr oder ein Risiko handelt. Während sich die Gesellschaft durch ihre politischen Vertreter auf das ›Risiko‹ Atomkraft einlassen kann, kann die räumliche Nähe des einzelnen Bürgers zu einem störanfälligen Meiler eher eine ›Gefahr‹ darstellen, der er ausgesetzt ist.

Wie aber nehmen *Laien* – denn als solche sind Mitglieder einer Gesellschaft zu verstehen, wenn sie nicht über Zugang zu bestimmten Wissensressourcen wie z.B. der genauen Funktionsweise eines Atomkraftwerkes verfügen – die makrosozialen Unsicherheiten, um die es hier gehen soll, wahr und wie gehen sie mit ihnen um? Anhand der beiden konkreten Beispiele ›Terroranschlag‹ und ›Störfall in einem Atomkraftwerk‹ wird im Folgenden illustriert, wie individuelle Wahrnehmungs- und Bewältigungsprozesse ablaufen.

*II. Betrachtungsebenen von Unsicherheit* – Um sich dem Umgang mit Unsicherheit anzunähern, ist es wichtig, sich zunächst bewusst zu machen, dass man Risiken, Gefahren und Unsicherheiten aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten kann. Die Wissenschaft unterscheidet hierzu verschiedene theoretische Zugänge, welche sich in ihren Grundtendenzen auf die objektive, die kollektive und die subjektive Ebene<sup>4</sup> reduzieren lassen.

Auf der *objektiven* Ebene sind formal-analytische bzw. wahrscheinlichkeitsbezogene Zugänge zu fassen. Die Einschätzung dessen, was ein Risiko

ist bzw. wie hoch ein Risiko ist, lässt sich unter dieser Perspektive auf die einfache Formel ›Risiko ist gleich Eintrittswahrscheinlichkeit eines Schadens, multipliziert mit dessen Ausmaß‹ reduzieren. Der Formel entsprechend ist ein Risiko höher, wenn der erwartete Schaden sowie die Eintrittswahrscheinlichkeit eines Schadensfalles höher sind. Am Beispiel der aktuellen Diskussion um die Abschaltung der Atomkraftwerke in Deutschland lässt sich dies wie folgt darstellen. Die Entscheidung darüber, ob ein Atomkraftwerk weiter betrieben wird, könnte man anhand der Risikoformel vornehmen: Es müsste bestimmt werden, welcher Schaden im Falle einer Störung auftreten könnte und wie wahrscheinlich das Eintreten eines Störfalles ist. Das dem Ergebnis inhärente objektive Risikomaß entspräche somit der objektiven Bestimmung des Risikos.

Die jüngsten Ereignisse in Fukushima 2011 und auch die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl 1986 haben eindrücklich gezeigt, welcher Schaden bei einem Super-GAU zu erwarten ist. Beide Fälle haben aber zugleich auch deutlich gemacht, dass nur sehr schlecht abgeschätzt werden kann, wie hoch die Wahrscheinlichkeit des Eintritts eines solchen Ereignisses tatsächlich ist. Es gibt zu viele Faktoren, die in der Abschätzung der Eintrittswahrscheinlichkeit zu berücksichtigen wären. Damit ist es schier unmöglich, alle denkbaren und undenkbbaren Gefahren auszuschließen.

Nehmen wir entgegen dieser Einsicht einmal an, die Wahrscheinlichkeit eines Terroranschlages oder eines Störfalles in einem AKW wären exakt bestimmbar und sie lägen jeweils in einem Minimalbereich, so müsste man weiterführend bestimmen, wie hoch das mögliche Schadensausmaß ist. Nehmen wir nun weiter an, dieses Schadensausmaß, d.h. die Anzahl der Toten und Verletzten und die Höhe des wirtschaftlichen Schadens, ließe sich genau bestimmen, dann bliebe immer noch zu diskutieren, in welchem Verhältnis Eintrittswahrscheinlichkeit und Schaden betrachtet werden sollen. Ist die einfache Multiplikation gerechtfertigt? Oder müssen andere Maßgaben an die Rechnung angelegt werden?

Letztendlich, so zeigen die Erfahrungen im Umgang mit Ereignissen wie ›*Nine Eleven*‹ oder Fukushima, ist die Frage nach der Relation eine Frage nach der Akzeptanz dieser Unsicherheiten, welche nicht allein auf Basis der Risikoformel ›Eintrittswahrscheinlichkeit multipliziert mit Schaden‹ zu lösen ist. Vielmehr findet in jedem einzelnen Fall ein gesellschaftlicher *Aushandlungsprozess* statt, der darüber entscheidet, welche Unsicherheiten als gesellschaftlich akzeptabel gelten. D.h. die Wahrnehmung und Akzeptanz von Risiken und Gefahren sind zugleich Bestandteil und Ergebnis eines *kollektiven* Aushandlungsprozesses in der Gesellschaft. Einige Beispiele: Sind wir bereit, die Gefahr einer Reaktorkatastrophe in Kauf zu nehmen, weil wir einen Störfall für extrem unwahrscheinlich halten und durch Kernenergie eine verhältnismäßig günstige Energieversorgung erhal-



ten? Oder: Ist es richtig, deutsche Soldaten nach Afghanistan zu schicken, auch wenn dadurch die Gefahr eines Terroranschlages in Deutschland steigen könnte? Und: Wie wollen wir uns vor den nicht genauer bestimm-  
baren ›Restrisiken‹ schützen? Wollen wir ›Stresstests‹ für Atomkraftwerke und wenn ja, was sollen sie bewirken? Und wollen wir versuchen, die Gefahr eines Terroranschlages durch Körperscanner und Vorratsdatenspeicherung präventiv zu verringern, auch wenn wir dafür Einschränkungen unserer persönlichen Freiheit hinnehmen müssen?

Die kollektive Wahrnehmung von makrosozialen Unsicherheiten in einer Gesellschaft ist wesentlich von der öffentlichen Diskussion – dem Aushandlungsprozess – über diese abhängig und wird in der Regel durch Wissenschaft, Massenmedien und Politik vermittelt.<sup>5</sup> Diese Wahrnehmung und die öffentliche Diskussion folgen dabei keineswegs einem objektiven Risikomaß, sondern unterliegen sozial-medialen Verstärkungsprozessen.

Diese Verstärkungsprozesse werden durch den Zeitpunkt des Eintritts einer Katastrophe und der sich anschließenden medialen Vermittlung über Fernsehen, Radio, Zeitung und Internet entscheidend beeinflusst. Nach Eintritt eines Ereignisses wie Fukushima oder ›*Nine Eleven*‹ gilt ein großer Teil unserer Aufmerksamkeit nahezu ausschließlich diesem Ereignis, weil es zum einen durch die Medienberichterstattung beständig in unser Bewusstsein gerufen wird und weil es zum anderen Gegenstand des sozialen Austausches in der Familie, mit Freunden und Arbeitskollegen ist. Man spricht hier von einer punktuell und sozial verstärkten Kommunikation.<sup>6</sup> Nach einer gewissen Zeit rücken dann andere Ereignisse in den Fokus der Medien und der Menschen, und die Wahrnehmung der kurz zuvor noch als bedeutend angesehenen Ereignisse sinkt deutlich ab – obwohl die Auswirkungen und die Aktualität der Ereignisse, z.B. die Verstrahlung einer Region oder die weiterhin bestehende Gefahr eines Terroranschlages, nicht unbedingt abgenommen haben.

*III. Die subjektive Ebene: Wahrnehmung von Unsicherheit* – In dem beschriebenen kollektiven Aushandlungsprozess kommt es selten zu einer einvernehmlichen Einschätzung aller Mitglieder einer Gesellschaft. Zu unterschiedlich sind die Kriterien, die der Einzelne bei der Einschätzung von Unsicherheiten anlegt. Betrachtet man die einzelne Person und ihre Sicht der Dinge, so lässt sich die Wahrnehmung und Bewältigung von makrosozialen Unsicherheiten als *Person-Umwelt-Interaktion* beschreiben. Das meint, dass aus der Umwelt einer Person eine Anforderung an eben diese gestellt wird, mit der sie dann in irgendeiner Weise umgehen muss. Makrosoziale Ereignisse wie die Katastrophe von Fukushima, aber auch die Terroranschläge von New York, London, Madrid oder Moskau stellen solche Anforderungen dar, und sie verlangen nach einer irgendwie gearte-

ten Reaktion des Individuums. Sie begegnen dem Einzelnen vermittelt durch Medienberichte, Erzählungen von Dritten oder durch eigene Erfahrungen. Und Menschen reagieren auf sie in unterschiedlichster Form. Dieser Prozess der Person-Umwelt-Interaktion lässt sich aus Sicht der Psychologie mithilfe des sogenannten transaktionalen Stressmodells nach *Richard S. Lazarus* und Kollegen<sup>7</sup> genauer betrachten:

Kernkonzept des Stressmodells ist die Annahme von Wechselwirkungsprozessen zwischen den Anforderungen einer Unsicherheit, d.h. einer unsicheren Situation oder eines unsicheren Ereignisses, und der handelnden Person. Ein Ereignis wie z.B. die Reaktorkatastrophe von Fukushima oder der Terroranschlag vom 11. September 2001 wird durch den Menschen wahrgenommen; er wird damit konfrontiert. Diese Konfrontation ist nicht *per se* mit Unsicherheit verbunden, sondern muss erst durch die Person selbst kognitiv als solche bewertet werden. In diesem ersten (primären) Bewertungsschritt entscheiden Menschen darüber, ob sie einem Ereignis eine Relevanz beimessen: Interessiert oder betrifft mich das, was dort geschehen ist?

Während sich die Wahrnehmung von Risiken und Gefahren auf *kollektiver* Ebene anhand medialer Kommunikations- und sozialer Verstärkungsprozesse beschreiben lässt, erfolgt die *subjektive* Einschätzung des Einzelnen anhand weiterer, zumeist irrationaler Kriterien. Einige bedeutende Kriterien seien hier aufgeführt, verbunden mit dem Hinweis, dass weitaus mehr Kriterien, als hier beschrieben werden können, relevant sind.

Als Ausgangspunkt der subjektiven Wahrnehmung soll die Erkenntnis dienen, dass die Risiken, die Menschen ängstigen und empören, nicht unbedingt jene Risiken sind, an denen sie (statistisch gesehen) am häufigsten zu Schaden kommen.<sup>8</sup> Ein evidentes Beispiel findet sich im Alltag: Während die Gefahr, im täglichen Straßenverkehr schwer zu verunglücken, deutlich höher ist, als beispielsweise schwere Verletzungen durch atomare Strahlung zu erleiden oder Opfer eines Anschlages zu werden, fürchtet man sich kaum vor dem Straßenverkehr. Wie lässt sich das erklären und welche Kriterien beeinflussen die Wahrnehmung von Risiken und Gefahren beim Menschen?

Bedeutende Erkenntnisse zu den subjektiven Kriterien der Risikoeinschätzung haben *Helmut Jungermann* und *Paul Slovic*<sup>9</sup> zusammengetragen. Ein sehr anschauliches Kriterium ist das des subjektiv wahrgenommenen Katastrophenpotenzials: Je größer der befürchtete Schaden eines Ereignisses eingeschätzt wird, d.h. je mehr Leid und Tod, aber auch finanzieller Schaden im Eintrittsfall vermutet wird, desto weniger wird ein Risiko als akzeptabel betrachtet. So wird plausibel, warum sich in Deutschland seit Fukushima ein (zumindest vorläufiger) Wandel hinsichtlich der Akzeptanz von Atomkraft ergeben hat und das, obwohl die we-

nigsten objektiv einschätzen können, was das Ereignis für Mensch, Tier und Umwelt heute und zukünftig tatsächlich bedeutet. Je leichter zudem ein Ereignis vorgestellt oder erinnert werden kann, desto mehr Bedeutung messen wir ihm bei. D.h. so lange Fukushima oder ›*Nine Eleven*‹ im Gedächtnis repräsentiert sind – sei es durch die mediale Kommunikation oder persönliches Interesse –, desto anhaltender werden wir eine Gefahr durch Störfälle in Atomkraftwerken oder durch Terroranschläge als solche benennen.

Beide Beispiele zeigen, dass trotz der großen Entfernung zu den realen Orten des Geschehens die naheliegende Frage, ob solche Ereignisse auch in Deutschland zu erwarten sind, schnell Gegenstand der öffentlichen Diskussion und damit der individuellen Wahrnehmung wurde. Gerade im politischen Diskurs um Fukushima wurde oft genug wiederholt, dass ein solches Ereignis in einem entwickelten Industrieland wie Japan bis dahin nicht vorstellbar gewesen sei. Erst die Nachwirkungen des Tsunamis führten zu einer deutlich erhöhten Sensibilität für mögliche Gefahren auch in Deutschland oder den europäischen Nachbarländern, und das, obwohl die Wahrscheinlichkeit hierfür zum einen nicht bestimmt werden kann und sich zum anderen im Verhältnis zur Zeit vor Fukushima nicht wesentlich verändert haben dürfte. Vergleichbares war auch der Fall nach ›*Nine Eleven*‹ und der ›gefühlten‹ Annäherung von Anschlägen über Madrid und London in Richtung Deutschland. Das Beispiel zeigt zudem die Wirkung eines weiteren Kriteriums der subjektiven Risikowahrnehmung: Je höher die Wahrscheinlichkeit ist, selbst betroffen zu sein, desto geringer ist die Akzeptanz gegenüber einer Unsicherheit. Auch hierin liegen zuletzt Begründungen für die massive Abwehrhaltung gegenüber der Atomenergie, wie sie seit Fukushima erlebbar geworden ist.

Für die individuelle Risiko- und Gefahrenereinschätzung sind darüber hinaus die Charakteristika der Gefahrenursache von Bedeutung, insbesondere die Freiwilligkeit des Eingehens eines Risikos, dessen Kontrollierbarkeit und die Verantwortlichkeit für das Risiko. »Freiwillig übernommene Risiken werden weniger kritisch gesehen und eher akzeptiert als Risiken, denen wir unfreiwillig ausgesetzt sind«. <sup>10</sup> Risiken, die als unfreiwillig eingegangen beurteilt werden, gelten als schwer zu kontrollieren, potenziell katastrophal und ungerecht.

Je nach Ausprägung dieser einzelnen (und weiteren) Faktoren kommt man in der Summe entweder zu der Entscheidung, dass ein Ereignis als verunsichernd eingeschätzt wird und eine Reaktion verlangt – oder dass es nicht relevant ist und damit keiner weiteren Aufmerksamkeit bedarf. Diese Einschätzung – so sollte gezeigt werden – basiert bei Individuen auf eigenen, nicht mathematisch kalkulierbaren Risikoeinschätzungen, also rein individuellen Heuristiken über die Unsicherheiten. Gelangt der Einzelne in

dieser Einschätzung zu der Erkenntnis, dass die Unsicherheit eine Anforderung darstellt, die ihn betrifft und auf die er reagieren muss, wird der nächste ›Schritt‹ im transaktionalen Prozess eingeläutet: die Einschätzung der *Ressourcen*, die man der Anforderung entgegenstellen kann.

*IV. Die subjektive Ebene: Persönliche und soziale Bewältigungsressourcen* – Die Einschätzung von makrosozialen Ereignissen als verunsichernd geht mit einer befürchteten Gefährdung existenzieller Lebensgrundlagen sowie der (eigenen) Lebensqualität einher<sup>11</sup> und bedarf einer Reaktion des Einzelnen, um innere Anspannungen abzubauen. Diese Reaktion erfolgt auf Basis der dem Individuum zur Verfügung stehenden Bewältigungsressourcen. Diese gilt es in der ›sekundären Bewertung‹ einzuschätzen, indem man sich fragt, was man der gestellten Anforderung entgegenzusetzen hat. Aus Sicht des Einzelnen bedeutet dies: Kann oder muss ich etwas dagegen tun? Worauf kann ich zurückgreifen? Nach der Erhöhung der Terrorwarnstufe durch das Innenministerium Ende 2010 war dies sicher bei einigen eine Frage, die sich nicht zuletzt in der Diskussion um den alljährlichen Weihnachtsmarktbummel manifestierte. Im Kontext von Fukushima steht aus deutscher Sicht die Frage der Konsumierbarkeit von importierten Lebensmitteln im Fokus und manifestiert sich z.B. in der Abwägung des Pro und Contra, was den ungetrübt-genüßlichen Verzehr von Sushi angeht. In jedem Fall verlangen die zu treffenden Handlungsentscheidungen nach Bewältigungsressourcen.

Bewältigungsressourcen lassen sich nach persönlichen und sozialen Ressourcen unterscheiden. Wichtige *persönliche* Ressourcen sind z.B. Fähigkeiten wie allgemeines Lerninteresse, soziale Orientierung, systemisches Vertrauen und ›Ambiguitätstoleranz‹, also das Vermögen, mit mehrdeutigen und widersprüchlichen Situationen umgehen zu können. Studien<sup>12</sup> haben gezeigt, dass diese persönlichen Fähigkeiten zumindest im Umgang mit dem Phänomen ›Terrorgefahr‹ bedeutend sind: Menschen, die auch in ihrer Freizeit gern lernen und sich mit neuen Dingen beschäftigen, sind eher in der Lage, sich fehlendes Wissen zum Thema anzueignen. Menschen, für die gute Freunde und Bekannte wichtig sind, um sich wohl zu fühlen, stehen somit vertraute Diskussionspartner zur Verfügung. Besitzt man hohes systemisches Vertrauen, d.h. fühlt man sich z.B. mit politischen Prozessen vertraut, ist man eher in der Lage, auch über Ereignisse, die man selbst nicht beeinflussen kann, zu urteilen und zu entscheiden. Verfügt man über eine hohe Ambiguitätstoleranz, wird man besser mit makrosozialen Phänomenen umgehen können, da es sich bei Ambiguitätstoleranz um die Fähigkeit handelt, komplexe, unterschiedlich interpretierbare und in ihrer Entwicklung offene Situationen zu ertragen.

*Soziale* Ressourcen im Umgang mit makrosozialer Unsicherheit sind konkret verfügbare Handlungsoptionen im sozialen Gefüge einer Person: z.B. Freunde, die man anrufen, oder Familienmitglieder, mit denen man aktuelle Ereignisse diskutieren kann. Soziale Ressourcen sind in der Regel damit verbunden, dass man sich durch die Interaktion mit dem sozialem Umfeld eine Verbesserung des Befindens erwartet, sei es durch vermitteltes Wissen über das Unsicherheitsphänomen, sei es durch entgegengebrachten Trost und Verständnis. Versteht man soziale Ressourcen als *externe* Ressourcen (weil sie außerhalb der eigenen Person liegen), so lassen sich auch Politiker, denen man vertraut, als Ressourcen für das eigene Wohlergehen betrachten, z.B. indem durch diese für Unterstützungsleistungen öffentlicher Institutionen gesorgt wird, die konkrete Warnhinweise über Gefährdungen durch Anschläge oder konkrete Verhaltensweisen im Umgang mit importierten Nahrungsmitteln an die Bevölkerung geben.

Aus der *primären* Bewertung eines Ereignisses als relevant und bedeutsam und der *sekundären* Einschätzung eigener Ressourcen, die der Anforderung entgegengestellt werden können, entsteht im Wechselspiel ein Bewältigungsverhalten, das im Weiteren genauer betrachtet werden soll.

V. *Die subjektive Ebene: Bewältigung* – Grundsätzlich sind im Umgang mit makrosozialen Unsicherheiten unterschiedliche Bewältigungsfunktionen zu unterscheiden. Die Bewältigungsfunktionen beschreiben die Ausrichtung einer Bewältigungshandlung als *problemorientiert* oder *emotionsorientiert*. Qua Definition – so viel wurde vorangeschickt – ist eine direkte Kontrollmöglichkeit gegenüber makrosozialen Unsicherheiten nicht gegeben. Ein Terroranschlag kann durch einen einzelnen Bürger ebenso wenig verhindert werden wie der Störfall im Atomkraftwerk. Eine *problemorientierte* Bewältigung, welche die Abstellung des Ursprungsproblems bewirken würde, kommt somit als Handlungsstrategie nicht infrage. Entsprechend bedeutend sind *emotionsorientierte* Bewältigungsstrategien im Umgang mit makrosozialen Phänomenen. Emotionen sind komplexe Zustände, die aus kognitiven Zuständen, physiologischen Reaktionen und Handlungsimpulsen bestehen können.<sup>13</sup> Emotionen regeln sozusagen die Art und Weise, wie wir eine Situation einschätzen und wie wir mit ihr umgehen. Je höher, d.h. komplexer und schwerwiegender die Anforderungen sind, die an uns gestellt werden, desto eher erfolgt emotionsorientiertes Handeln: Wir versuchen eine emotionale Anpassung an das Problem vorzunehmen und es anders einzuschätzen, um besser mit ihm leben zu können.

Eine besonders im Kontext makrosozialer Unsicherheit relevante Bewältigungsstrategie zur Emotionsregulation ist die *Suche nach Informationen* über das Problem. Je größer die Ungewissheit über ein Phänomen ist,

desto eher werden Informationen über dieses benötigt, um festzustellen, was geschieht und welche Folgen (für den Einzelnen) zu erwarten sind.<sup>14</sup> Ziel der Informationssuche ist die Entwicklung von ›Funktionierensheuristiken‹, d.h. man versucht sich zu erklären, durch welche Faktoren ein Phänomen beeinflusst wird, um dadurch seine möglichen Auswirkungen einzuschätzen. Die Informationssuche kann dabei unterschiedlichste Formen annehmen. Sie kann zufällig im Gespräch erfolgen, indem man Freunde oder Familienmitglieder nach deren Einschätzung befragt. Sie kann aber auch sehr gezielt erfolgen, etwa indem man verschiedene Fernsehsendungen oder Zeitungen vergleichend zu einem Thema heranzieht. Studien haben gezeigt, dass mit steigendem Lerninteresse an einem Thema auch die Strukturiertheit der Informationssuche und damit die Güte des heuristischen Modells ansteigen.<sup>15</sup> Dies liegt daran, dass ›Interesse‹ eine wichtige Bedingung selbstbestimmt-motivierten Handelns ist.<sup>16</sup>

Je stärker das Interesse, desto eher wird freiwillig nach mehr Informationen zum Störfall im AKW oder zur Gefahr, die von islamistischen Terrorgruppen für Deutschland ausgeht, gesucht.

Menschen unterliegen bei der Informationssammlung zudem – je bedeutender die Unsicherheit wahrgenommen wird, desto eher – sozialen Einflüssen, welche eine objektive Einschätzung der Lage verhindern. Sind wir uns selbst unsicher, wie eine uneindeutige Situation einzuschätzen ist, so nehmen wir an, dass die Interpretation desselben Phänomens durch andere aus unserem Umfeld richtiger ist als die eigene; das Verhalten der anderen ist informativ für die eigene Einschätzung. Wenn sich beispielsweise im dörflichen Gespräch die subjektive Einschätzung manifestiert, dass ein Terroranschlag unwahrscheinlich ist, da im ländlichen Raum keine Terroristen wohnen, würde dies einer erfolgreichen emotionsorientierten Bewältigung entsprechen, die auf sozial-informativem Einfluss beruht.<sup>17</sup>

Die als Ergebnis der Informationssammlung entwickelten Heuristiken haben – auch wenn sie auf einer aktiven Informationssammlung basieren – in der Regel wenig mit der objektiven Lage zu tun. So kann z.B. durch das Entwickeln von subjektiven ›Funktionierensheuristiken‹, die dem Individuum ein Erklärungsmodell der Gefährdung durch Atomkraft liefern, ein emotionaler Ausgleich erzielt werden, selbst wenn diese Heuristiken weit von einer objektiven Einschätzung der Unsicherheit entfernt sind.

Die verschiedenen – ausschnittartig dargestellten – Bewältigungsformen zielen gegenüber makrosozialen Unsicherheiten auf ein wesentliches Ergebnis ab: eine Umdeutung oder Neubewertung der Situation bzw. der Anforderung, die an den Einzelnen gestellt wurde. Eine solche Neubewertung ermöglicht die Regulation von Emotionen, indem Ungewissheit und Verunsicherung reduziert werden und die Unsicherheit aus subjektiver

Sicht an Relevanz verliert.<sup>18</sup> Mit dieser Umdeutung oder Neubewertung geht eine neuerliche erste Einschätzung der Anforderung einher: Wie nehme ich die Ereignisse in Fukushima wahr, nachdem ich mich mit meiner Familie und meinen Freunden darüber ausgetauscht habe? Und wie schätze ich die Gefahr eines terroristischen Anschlages ein, nachdem ich mich intensiver damit auseinandergesetzt habe?

*VI. Umgang mit makrosozialer Unsicherheit* – Mit der Beschreibung, wie Menschen makrosoziale Unsicherheit wahrnehmen, wie sie ihre persönlichen und sozialen Ressourcen bewerten und wie Bewältigungsstrategien aussehen können, wurde der Prozess der Unsicherheitsregulation beschrieben. Eine Regulation *makrosozialer* Unsicherheiten findet statt, wenn aus der Wahrnehmung der Unsicherheiten heraus die subjektive Einschätzung entsteht, dass eine Bewältigung nötig ist, weil im Falle der Nichtbewältigung individuelle Handlungs- und Funktionsfähigkeiten gefährdet sind.

Dieser Prozess ist in der Realität jedoch bei weitem nicht so linear, wie er hier aus Gründen der Anschauung dargestellt wurde. Vielmehr ist die beschriebene Interaktion zwischen Individuum und Umwelt ein dauerhafter Prozess, welcher dem Einzelnen tagtäglich mehrfach widerfährt und mehr oder weniger reflektiert abläuft. Denn neben den hier dargestellten Beispielen ›atomarer Störfall‹ und ›Terroranschlag‹ existieren etliche weitere makrosoziale Unsicherheiten. Naturereignisse wie Winterstürme, Hitzeperioden oder Hochwasser sind weitere Beispiele. Zudem treten neben den makrosozialen Unsicherheiten persönliche oder soziale Unsicherheiten wie die Sicherheit des eigenen Arbeitsplatzes, die Gesundheit des Lebenspartners oder die Frage der finanziellen Sicherheit an den Einzelnen heran und ›konkurrieren‹ um seine Aufmerksamkeit.

Es ist offensichtlich, dass Menschen immer wieder aufgefordert sind, mit neuen, komplexen und nicht kontrollierbaren Phänomenen umzugehen. Unsicherheiten, die sich aus Ereignissen wie Fukushima oder ›*Nine Eleven*‹ ergeben, müssen bewältigt werden, auch wenn das eigentliche Problem bestehen bleibt. Würde man es nicht schaffen, diese durch emotionszentrierte Umdeutungsprozesse zu bewältigen, wäre der Weg für *passive* und *evasive* Handlungsstrategien frei. Solche Strategien führen zur Problemverdrängung und Vermeidung, und es findet keine aktive Auseinandersetzung und damit keine Neubewertung der Unsicherheit mehr statt. Besonders gegenüber makrosozialen Ereignissen besteht dann die Gefahr, dass sich ein Gefühl der Hilflosigkeit verbreitet, anstatt dass Risiken bewältigt werden.

Da wir wissen, dass das Sammeln von Informationen eine wichtige Strategie für die Unsicherheitsbewältigung ist, geht damit auch der politische Auftrag einher, Informationen zu Unsicherheiten zur Verfügung zu

stellen, auf welche die Bevölkerung zurückgreifen kann. Die Bereitstellung dieser Informationen ist jedoch ein komplexes Thema, welches hier nur angerissen werden kann. Informationen für die Bevölkerung können – wiederum durch soziale und mediale Verstärkungsprozesse – Thematisierungseffekte haben. D.h. es treten plötzlich Unsicherheiten in den Fokus, welche ohne politische Thematisierung nicht wahrgenommen worden wären. Der Einzelne sieht sich mit einer neuen Anforderung konfrontiert, und seine Unsicherheit ist womöglich größer als zuvor.

Gleichzeitig wünscht sich die Politik mehr ›Risikobewusstsein‹ in der Bevölkerung, denn das »Bewusstsein, dass wir in Deutschland Risiken ausgesetzt sind, die zu katastrophalen Ereignissen führen können«, wird als »ein erster Schritt zu ihrer Bewältigung«<sup>19</sup> gesehen. Dem ist vor dem Hintergrund der dargelegten Ausführungen jedoch nicht umfänglich zu zustimmen, wurde doch gezeigt, dass eher die emotionszentrierten Umdeutungsprozesse die Handlungsfähigkeit des Einzelnen erhalten, nicht das explizite Bewusstmachen unterschiedlichster Risiken und Gefahren. Dies wäre aufgrund der Vielzahl der unterschiedlichsten makrosozialen wie auch persönlichen Unsicherheitsthemen auch kaum möglich bzw. würde zur Überforderung des Einzelnen führen.

Entsprechend ist es nicht entscheidend, möglichst viele Risiken und Gefahren und ihre möglichen Auswirkungen auf die Bevölkerung explizit zu beschreiben. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Menschen eigene Heuristiken entwickeln, mit denen sie sich die Welt erklären. Diese durch massive Informationskampagnen zu ›objektiveren‹, ist wenig erfolgversprechend. Vielmehr lautet die Anforderung, *Orientierungswissen* bereitzustellen, welches Menschen hilft, durch das Dickicht makrosozialer und persönlicher Unsicherheiten hindurchzusehen und das gesellschaftlich erforderliche Vertrauen in die politisch Handelnden aufzubauen. Orientierungswissen dient dazu, einen Sachverhalt im Kontext der eigenen Weltwahrnehmung einzuschätzen. Damit geht einher, dass Orientierungswissen an den subjektiven Kriterien der Wahrnehmung durch das Individuum ansetzen muss. Auf der Basis von Orientierungswissen können Unsicherheitsentscheidungen getroffen werden, mit welchen vorhandene Handlungsgrenzen durchbrochen und neue emotionsorientierte Bewältigungsmöglichkeiten geschaffen werden.

1 Vgl. Bundesministerium des Innern: Strategie für einen modernen Bevölkerungsschutz in Deutschland. 2009, S. 9 ff. Siehe [http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Themen/Sicherheit/BevoelkerungKrisen/grundsatzstrategie\\_moderner\\_bevoelkerungsschutz.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Themen/Sicherheit/BevoelkerungKrisen/grundsatzstrategie_moderner_bevoelkerungsschutz.pdf?__blob=publicationFile) [Abruf am 1. März 2011].

2 Vgl. Lars Gerhold: Umgang mit makrosozialer Unsicherheit. Zur Wahrnehmung und Bewältigung gesellschaftlich-politischer Phänomene. Lengerich 2009, S. 223.



- 3 Vgl. Niklas Luhmann: Soziologie des Risikos. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1991. Berlin 2003, S. 30 f.
- 4 Vgl. Gerhold (Anm. 2), S. 22 f.
- 5 Vgl. Gotthard Bechmann (Hg.): Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung. Opladen 1993, S. XVII.
- 6 Vgl. Andreas Ernst: Zwischen Risikowahrnehmung und Komplexität: Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten kompetenten Handelns im Umweltbereich. In I. Bormann / G. de Haan (Hg.): Kompetenzen der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Operationalisierung, Messung, Rahmenbedingungen, Befunde. Wiesbaden 2008, S. 45-59, hier S. 48 f.
- 7 Vgl. Richard S. Lazarus / Raymund Launier: Stressbezogene Transaktion zwischen Person und Umwelt. In J. R. Nitsch (Hg.): Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern 1981, S. 213-260; ferner Richard S. Lazarus / Susan Folkman: Stress, Appraisal and Coping. New York 1984.
- 8 Vgl. Holger Schütz / Hans Peter Peters: Risiken aus der Perspektive von Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«, B 10-11 / 2002, S. 40-45, hier S. 40.
- 9 Vgl. Helmut Jungermann / Paul Slovic: Charakteristika individueller Risikowahrnehmung. In: Bayerische Rückversicherung (Hg.): Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung. München 1993, S. 90-107.
- 10 Ebd. S. 97.
- 11 Vgl. Jürgen Mansel: Sozialisation in der Risikogesellschaft. Neuwied 1995, S. 7.
- 12 Vgl. Gerhold (Anm. 2)
- 13 Vgl. Paul R. Kleinginna / Anne M. Kleinginna: A categorized list of emotion definitions, with suggestions for a consensual definition. In: Motivation and Emotion. Vol. 5 / 1982, No. 4, S. 345-379.
- 14 Vgl. Lazarus / Launier 1981 (Anm. 7), S. 256.
- 15 Vgl. Gerhold (Anm. 2).
- 16 Vgl. Edward L. Deci / Richard M. Ryan: Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik. Heft 39 (1993), S. 223-238, hier S. 226 ff.
- 17 Vgl. Muzafer Sherif: The psychology of social norms. New York 1936.
- 18 Vgl. Mansel (Anm. 11), S. 115.
- 19 Klaus-Dieter Fritsche: Brauchen wir eine Risikoanalyse? Rede von Staatssekretär Klaus-Dieter Fritsche am 25. Nov. 2010 beim Zukunftsforum Öffentliche Sicherheit. Siehe [http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Reden/DE/2010/11/rede\\_stf\\_risikoanalyse.html?nn=109628](http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Reden/DE/2010/11/rede_stf_risikoanalyse.html?nn=109628) [Abruf am 1. März 2011].